

Helene Appel

In ihren Bildern nimmt Helene Appel die Farbe beim Wort. Sie zeigt ihr materialhaftes Erscheinungsbild und spielt dabei eine große Variationsbreite von pastosem, trockenen, lasierenden oder reliefartigen Farbauftrag durch. So nachdrücklich wird hier mit Farbmaterie operiert, dass die einzelnen Setzungen und Gesten in Appels gleichwohl abstrakten Bildern eine ganz eigene Art von Gegenständlichkeit erlangen. Diese Elemente oder Charaktere bilden durchaus nichts ab (nur gelegentlich spielt Appel auch mit Ausnahmen dieser Regel), sondern entfalten rein aus dem abstrakten Gestus dinghafte Qualität: in den verschiedensten Valeurs, mit je eigener Schwere oder Leichtigkeit, Dichte, Gespanntheit oder Graden der Auflösung.

So erscheint ein Gestus, eine Farbspur frei gesetzt, wird aber zugleich ins Demonstrative, Bildhafte verschoben.

Die Bilder begegnen frontal, das heißt der Horizont ist aus der Malerei getilgt. Das Bild präsentiert sich als Aufsicht. Sein Raum ist hier schlichtweg so konkret wie eine Fläche, auf der etwas liegt, und auf der Leinwand verhalten sich die Elemente zueinander wie Dinge, die sonst auf Tisch oder Fußboden stehen: „Auf diese Farbflächen und Flecken schaue ich nicht anders als auf die anderen Sachen im Zimmer, auf Kleidungsstücke, Äste, Zweige, Geschirr,“ schreibt Appel (1), „auf dem Bild liegen aber nur flache Sachen.“ Dabei führen diese Sachen oder Charaktere meist ein Eigenleben, bilden offene Ordnungen im Nebeneinander. Auf den ersten Blick wird dabei vielleicht nicht mehr als die gemeinsame Fläche geteilt. Desto stärker aber steigern sie sich in dem flachen Bildraum zu komplexen Wechselwirkungen, bilden gegeneinander oft überraschende Gewichtungen, Kontraste und Rhythmen aus: „Die Ausstrahlung eines jeden einzelnen Elementes färbt ab, in seinen Umraum hinein. Das Geschmacksvolle einer Stelle strahlt über sie selbst hinaus auf die billigen Nachbarn.“ Aus diesem Zusammenspiel entwickelt Appel eine charakteristische Bilddynamik, in der sich der Blick meist erst zurechtfinden muss. So eigensinnig die Elemente für sich auch erscheinen mögen, werden sie doch konsequent auf Wechselseitigkeit bezogen: „Vom einen zum anderen laufen die Definitionen wie Vorstellungen und versuchen die Nachbarn als kleine Kraftprobe mitzuinterpretieren.“

Mit der flächigen Darstellungsform wird die Dinghaftigkeit der Bildelemente erst recht ausdrücklich: „Ohne Bildraum ist man allein mit und in einem Material, das zunächst nicht viel anders ist als Dreck, den man direkt wegputzen müsste.“ Farbe liegt da als Stoff, Material, Masse, und ist dabei durchweg als Volumen aufgefasst. Appel trägt die Farbe oft pastos bis zum Reliefhaften auf. Dann zwingt die plastische Räumlichkeit der Farbmaterie den Betrachter, an der doch immer unvermeidlichen Illusion vorbeizuschauen. Appel arbeitet mit dieser Widersprüchlichkeit: Was auch immer man hineindeuten möchte ins Bild, es wird der Stofflichkeit der Farbe nicht entgehen können – die damit selbst als etwas Gegenständliches, Reales, Dinghaftes präsent ist. Im Vergleich der Bilder zeichnet sich bei aller Unterschiedlichkeit bisweilen so etwas wie ein Vokabular ab, mit dem Appel die Bildfläche aufbaut, dabei häufig als offen ornamentale Struktur. Immer wieder setzt sie gewisse Wendungen ein, die sie variiert und neu kombiniert: Etwa das kreisförmig auf ein Zentrum ausgerichtete Ausstreichen eines Pinsels, so dass sich in Vollendung der Kreisform der satte Ausgangsstrich mit dem mageren letzten trifft, während alle Übergänge in der Kreisform prozesshaft aufgehoben sind. Oder Appel verstreicht in weiße, oft kreisrund flächig aufgebrauchte Ölfarbe mit den Fingern von der Mitte weg Farbe anderer Tönung, was im Ergebnis wie ein florales Element erscheint, eine Frucht oder Blüte etwa. Zugleich ist eine solche Figur aber auch objekthaft-plastisch und ruht wie eine flache Schale reliefartig auf der Leinwand auf. Manche Gesten sind isoliert und dabei einfach, schnell und linear gefasst, manche überziehen Teile des Bilds mit transparent-farbigen Schleiern, die Appel mit farbarmem, breiten Pinsel in kreuzenden Bewegungen ausführt. Manches wirkt schlierenhaft ungreifbar, anderes tritt in grob-amorpher Form ins Bild, und so entfaltet sich auf den meist großen Formaten ein differenziert organisches Ineinander. Jedes Element behauptet die eigene Form und steht den anderen in einer eigenartig weichen Abgegrenztheit gegenüber: Ein differentielles Gefüge, wie freischwebend, und ohne dass man sofort verstünde wie, hängt aber auch alles miteinander zusammen.

Jens Asthoff

(1) Alle Zitate aus: Helene Appel, „Die Geduld zum Ast“, in: Noemi Smolik (Hg.), „12909 Wörter“, Hamburg, 2003; S. 13

„Der Himmel ist schön, undurchdringlich wie Marmor.“

temporär:
Kaiser-Willhelm-Straße 57-61
20355 Hamburg

Eröffnung: 8. September 2004, 19 Uhr
Dauer der Ausstellung: 9. bis 28. Sept.
Öffnungszeiten: Di bis Sa, 14 bis 18 Uhr